



Dies ist eine Leseprobe der Hobbit Presse. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.hobbitpresse.de

Lisanne Surborg

NACHT LÜGEN



Klett-Cotta

Hobbit Presse
www.hobbitpresse.de
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH
Rotebühlstr. 77, 70178 Stuttgart
Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

© 2025 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte inklusive der Nutzung des Werkes für Text und
Data Mining i. S. v. § 44 b UrhG vorbehalten

Cover: Birgit Gitschier, Augsburg
unter Verwendung mehrerer Abbildungen von ©shutterstock/Valedi
Gesetzt von C.H.Beck Media Solutions

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-608-96647-3

E-Book ISBN 978-3-608-12406-4

KAPITEL 1

• • • •

Tosender Applaus hallte durch den Saal. Auf der Bühne wartete die Artistin, bis das Publikum sich beruhigte. Dann erst setzte sie zu ihrem Finale an: Sie stieg eine Leiter hinauf und testete mit gespielter Besorgnis das Stahlseil, das sich in zwei Metern Höhe straff von der einen Bühnenseite zur anderen spannte. Unter den begierigen Blicken des Publikums ließ sie sich ein Einrad reichen.

Im Saal roch es nach verschüttetem Sekt, nach Nachos und den Miesmuscheln, die die Frau an Tisch zwölf bestellt hatte. Vereinzelt leuchteten Smartphone-Displays auf, während die Künstlerin ihr Einrad auf dem Drahtseil platzierte.

Isra lehnte an einer goldenen Säule. Hätte sie nicht die weiße Bluse getragen, sie wäre wohl mit den Schatten verschmolzen.

Das Publikum sog kollektiv die Luft ein, als Amira einen Fuß auf die Pedale setzte, sich auf das Einrad hebelte und hektisch mit den Armen ruderte. Sekunden später brandete abermals Applaus auf, und sie radelte in die Mitte des Drahtseils.

Das war der Einsatz für den Pantomimen, der just an Isras Säule vorbeischlüpfte, in den Publikumsraum sprang und einzelne Gäste gestenreich um ihre Schuhe bat.

Dieser Teil der Show war vielen Menschen sichtlich unangenehm. Männer senkten den Blick, einige Frauen täusch-

ten vor, etwas in ihrer Handtasche zu suchen. Einmal war das Publikum so unwillig gewesen, dass Isra beide Schuhe hatte abtreten müssen. Diese Form der Kooperationsbereitschaft hatte sie in ihrem Arbeitsvertrag zusichern müssen.

Heute fanden sich Freiwillige. Ein paar Sektselige aus der Premiumloge zogen sich begeistert ihre Slingbacks und Budapestester von den Füßen. Sie jubelten ausgelassen, während Amira auf ihrem Einrad mit den Schuhen jonglierte.

Die Leute klatschten, und Isra klatschte mit. Sie sah wie ein Mensch aus, und wenn sie sich auch so verhielt, würde niemand die Täuschung durchschauen.

Neben ihr tauchte eine weiße Bluse auf. »Ein Gast hat sich über dich beschwert«, sagte Leyla. »Tisch drei. Er sagt, du hast ihm das Falsche gebracht und dich nicht dafür entschuldigt.«

»Ich hab ihm gebracht, was er bestellt hat.«

»Und du hättest ihm das, was er nicht wollte, zu spät gebracht.«

»Hätte er denn das, was er nicht wollte, lieber sofort gekriegt?«

»Kannst du ihm einfach sagen, dass es uns leidtut, und ihm 'ne Knabberschale auf den Tisch stellen? Es tut *uns* leid. Wir-Form.«

Ihr lag eine Erwiderung auf der Zunge, aber Leyla wäre die falsche Adresse. Außerdem hatte sie wenig Geduld mit Isra. Zu Recht, wahrscheinlich. Über Isra beschwerte sich jede Woche jemand, und jedes Mal musste Leyla ihr zur Seite stehen und die unzufriedene Kundschaft besänftigen. Dass man Isra nicht einfach rauswarf, lag vermutlich nur am Personalmangel.

»Ich hole die Knabberschale.« Sie stieß sich von der Säule ab und ging in Richtung Küche.

Auf der Bühne verbeugte sich gerade Amira – noch immer auf dem Einrad sitzend. Dann verschwand sie zwischen den roten Samtvorhängen. Während der Pantomime die geborgten Schuhe zurückbrachte, steuerte Isra auf Tisch drei zu.

»Wir möchten uns für das fälschlich servierte Jever entschuldigen. Die hier geht aufs Haus.«

Keiner der vier Männer sagte etwas, als sie die Schale mit pikanten Nüssen und kleinen Salzbrezeln auf den Tisch stellte. Der Mann, der sich beschwert hatte, hob eine Augenbraue, als erwartete er, dass sie reumütig den Rückzug antrat. Sie schätzte ihn auf Ende dreißig. Er trug eine protzige Uhr, ein zu enges Hemd und viel zu viel Gel im Haar. Wahrscheinlich ein Geschäftsmann, Bank- oder Finanzsektor.

»Darf's noch etwas sein?«, fragte sie, ohne zu lächeln. *Bier, Sekt oder vielleicht ein schöner, warmer Becher Urin?*

»Manche haben wohl kein Trinkgeld nötig.« Er zog die Schale zu sich heran und wandte sich demonstrativ der Bühne zu.

Langsam, um den Männern möglichst lange die Sicht zu versperren, sammelte Isra am Nebentisch einige leere Gläser ein und brachte sie in die Küche.

Amiras Zwischenakt war witzig und unterhaltsam, gut geeignet, um das Publikum nach der Pause wieder in die Show zurückzuführen. Der Auftritt, der jetzt folgte, hatte eine gänzlich andere Wirkung.

Von der Decke hingen zwei bodenlange Tücher. Der goldgelbe Stoff schimmerte im Licht der Scheinwerfer und erinnerte Isra auf eine surreale Weise an Wasser.

Der Mann, der die Bahnen teilte, trug Schwarz. Er war muskulös, auf eine wendige Art, weder besonders groß

noch besonders breit. Bei der Premiere hatte sie noch gedacht, dass er zwischen den glänzenden Stoffmetern ein wenig verloren wirkte.

Aus den Lautsprechern erklang der einzelne, langgezogene Ton einer Geige, der Isra Abend für Abend eine Gänsehaut bescherte.

Sie ignorierte die erhobene Hand einer Frau, die um ihre Aufmerksamkeit bat.

Der Mann auf der Bühne warf den Kopf in den Nacken, wickelte sich die Stoffbahnen um die Unterarme und erhob sich in einem Strudel aus Gold in die Höhe. Seine Präsenz schwappte wellengleich bis in die letzte Reihe, während er kopfüber um die eigene Achse wirbelte.

Nur beiläufig registrierte sie, dass nun auch die Frau, die unbedingt etwas hatte bestellen wollen, die Hand sinken ließ und zur Bühne starrte.

»Isra.« Neben ihr atmete Leyla geräuschvoll aus. »Könntest du bitte noch zwanzig Minuten so tun, als wäre dir dieser Job nicht scheißegal?«

»Nur zwanzig Minuten?«

»Ja, nach dem Abkassieren kannst du von mir aus 'ne Fresse ziehen. Deine Fans an Tisch drei kassiere besser ich ab. Die kriegen noch einen Gutschein für die Bar und schreiben uns dann hoffentlich keine miese Bewertung.«

Isra nickte. In dem Fall würde sie sogar länger als zwanzig Minuten durchhalten.

Sie riss sich von der Performance los und lächelte, während sie die restlichen Gläser einsammelte. Nachdem der Vorhang gefallen war und die meisten Gäste an der Garderobe anstanden, wischte sie sorgfältig die Tische ab.

Immer wenn sie zwischen Küche und Publikumsraum hin- und herlief, warf sie einen Blick durch die offenen Tü-

ren und quer über den Flur zur Bar. Die Gelfrisur war immer noch da.

Isra beendete ihre Schicht und verabschiedete sich knapp von Leyla, nicht ohne deren Argwohn über den plötzlichen Wandel in ihrer Arbeitsmoral zu bemerken. Sie knöpfte ihren schwarzen Mantel zu und verließ das Varieté. Draußen ging sie nur wenige Schritte weit, bevor sie sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite in einen tiefen Hauseingang zurückzog.

Sie vergrub die Hände in den Manteltaschen, ließ den Hals schützend zwischen die Schultern sinken und wartete. Obwohl es erst September war, schnitt ein eisiger Windstoß durch ihre Jeans. Als ihre Nase zu tropfen begann, wischte sie mit dem Handrücken darüber. Aus schmalen Augen beobachtete sie durch die großen Fenster der Bar, wie sich die vier Männer endlich zum Gehen aufmachten.

Sie traten auf die Straße, fröstelnd, aber laut und strotzend vor biergestütztem Selbstbewusstsein. Zwei gingen nach links, zwei nach rechts.

Geräuschlos löste Isra sich aus ihrem Versteck. Sie verfolgte zwei der Männer durch die Innenstadt, bis es schließlich nur noch einer war.

Er ging ohne Eile und ohne sich ein einziges Mal umzusehen. Der Alkohol schützte ihn vor der Kälte; die Tatsache, dass er ein Mann war, vor allem anderen. Er stolperte breitbeinig vor sich hin, als gehörte die Straße ihm. Die Schlüssel klimperten erst in seiner Hand, als er seine Zigarette vor einem Hauseingang ausgedrückt hatte.

Isra hielt die Tür fest, bevor sie hinter ihm ins Schloss fallen konnte. Im Kopf zählte sie bis fünfzehn und lauschte auf die Geräusche im Treppenhaus. Bei Altbauten wie diesem musste sie vorsichtig sein, denn jede Holzstufe knarrte, und

die Wohnungstüren waren so hellhörig, dass ein unmerktes Kommen und Gehen unmöglich war. Zum Glück hatten sich die meisten Bewohner so sehr an diese Geräusche gewöhnt, dass sie dabei kaum aufhorchten.

Sie schlüpfte ins Haus, gerade als der Mann seine Wohnungstür aufschloss. Ein Blick hinauf ins Treppenhaus. Blasse Schatten tanzten über das lackierte Geländer, dann schlug oben eine Tür zu. Zweiter Stock, links.

Das Licht ging aus.

Isra zog ihr Smartphone aus der Manteltasche und prüfte die Adresse, doch es gab keinen Eintrag. Gut so.

Sie stieg die halbe Treppe zur Kellertür hinab und ließ sich langsam auf eine der Steinstufen sinken. Andere Albe hätten jetzt gelesen, einen Podcast gehört oder die Zeit anderweitig sinnvoll genutzt. Isra lehnte sich mit dem Rücken gegen die kalte Wand, schloss die Augen und lauschte ihrem rasenden Herzschlag.

DER ERSTE TRAUM, DEN ICH STAHL

• • • •

Der erste Traum, den ich stahl, war ein Glücksgriff.

Ich erinnere mich an Omas Hand auf meiner Schulter und an den Lavendelduft ihres Parfums, der für mich Zuhause bedeutete.

Eine Welle der Euphorie erfasste mich, als ich die Augen aufschlug und die Finger der schlafenden Patientin auf dem weißen Baumwollbezug ablegte.

Ich war mit ihr durch die Ranken eines wilden Gartens geklettert, hatte faustgroße Beeren gekostet und eine Schaukel aus Schlingpflanzen und Krepppapier geflochten. Letzteres war zusammengesackt und im Matsch versunken, sobald mein Starkregen eingesetzt und den Himmel über dem Garten verdunkelt hatte. Unter meiner Träumerin hatte sich der Boden aufgetan. Das Hohngelächter des Windes war mir fast genauso gut gelungen wie die gewisperten Entmutigungen der Grashalme, an denen die Träumerin sich festgehalten hatte. Der krönende Abschluss war meine Riesenspinne gewesen.

Voll Stolz begann ich zu erzählen, doch Omas Stimme ermahnte mich sanft. »Du bist noch nicht fertig. Fang den Traum.«

Meine Hand schnellte in die Tasche meines Nachthemds, zog die Phiole hervor und hielt sie der Patientin unter das

rechte Nasenloch. Dabei gab ich acht, keines der vielen Kabel zu berühren, die mit Pflastern an ihren Schläfen, auf der Brust und überall sonst klebten. Offiziell waren weder Oma noch ich hier.

Einen Moment später sickerte eine klare Flüssigkeit aus der Nase der Frau, kaum genug, um den Boden eines Wasserglases zu benetzen. Ich fing jeden einzelnen Tropfen auf, verschloss die Phiole und steckte sie wieder in meine Tasche.

»Horch auf ihren Atem«, sagte Oma. »Was hörst du?«

Konzentriert kniff ich die Augen zusammen und spürte mich in den Rhythmus hinein. Etwas daran irritierte mich. »Sie wacht bald auf, oder?«

»Ja. Wie bald?«

»In ... dreißig Sekunden?« Mein Hochgefühl verebbte, meine Schultern sanken hinab. »Ich wollte eigentlich zwei Minuten.«

»Es sind noch achtzehn Sekunden. Manchmal kommen die Dinge anders als geplant. Was nun?«

Ich beugte mich vor. Gespannt beobachtete ich das Mienspiel der Frau, die sich gerade durch meinen allerersten Albtraum kämpfte. Ich hatte mir so viel Mühe gegeben, die Handlung fein an ihren Lichttraum angeknüpft und meine Angstakzente mit Bedacht gesetzt. Am liebsten wäre ich neben ihrem Bett stehengeblieben, um sie direkt nach dem Erwachen nach ihrem Urteil zu fragen.

Aber das war natürlich Irrsinn.

»Wir müssen gehen.« Ich trat einen Schritt zurück, fand Omas Hand und zog sie mit mir auf den Flur, bevor ich die Tür hinter uns sorgsam ins Schloss drückte.

Oma und ich gingen den dunklen Flur des Schlaflabors entlang. Die schummrige Nachtbeleuchtung reichte für Menschen gerade so aus, um im Notfall den Weg nach

draußen zu finden. Wir dagegen sahen jede einzelne Blume, die meine Schwester und ich in den letzten Sommerferien auf die Wand gemalt hatten.

Ich kannte das Labor so gut wie unser Haus. Oma arbeitete häufig nachts, und damit wir nicht unbeaufsichtigt zuhause blieben, hatte sie für uns eines der Patientenzimmer eingerichtet.

Als wir eintraten, saß meine Schwester auf der Bettkante. Ihre Füße steckten in flauschigen Hausschuhen, die Hände klemmten unter ihren Oberschenkeln.

»Hast du's hingekriegt?«, fragte sie.

Zur Antwort hob ich stolz die Phiolen empor.

Meine Schwester presste die Lippen zusammen. Ihr erster Versuch war nicht geglückt, aber sie hatte mir nicht erzählt, woran sie gescheitert war. Selbst Wochen später nicht.

Oma wartete, bis ich in mein Bett geklettert war, dann deckte sie mich zu. Ihr Lavendelduft stieg mir in die Nase, während ich meine Phiolen entkorkte und den zarten Glasrand an die Lippen setzte.

Ich zögerte. Suchte den Blick meiner Schwester, doch sie sah auf den Boden. Suchte den Blick meiner Oma, die ermutigend nickte.

Der Lichttraum, den ich der Patientin gerade gestohlen hatte, perlte auf meine Zunge.

Bevor ich die Augen schloss, sah ich zu, wie Oma meine Schwester bei der Hand nahm und sie auf den Flur führte.

Dann entfaltete der Traum seine Süße, bettete meinen Kopf aufs Kissen und zog mich in das Abenteuer, das ich gerade erst in einem fremden Kopf erlebt hatte.

KAPITEL 2

• • • •

Wie in den meisten Altbauten führten hübsche Flügeltüren zu den Wohnungen. Diese hier waren weiß gestrichen, mit großzügigem Buntglaseinsatz.

Isra war darauf vorbereitet, den Kantenriegel zu ziehen, aber die Tür ließ sich mit ein wenig Kraft aufdrücken. Das klappte in fünf von acht Fällen; in Altbauten jedenfalls.

Sie betrat die Wohnung, schob die Flügel hinter sich zusammen und streifte die Stiefelsohlen auf der Türmatte ab.

Der Flur ging hinter einer halbhohen Wand ins Wohnzimmer über. Die Straßenlaterne vor den Fenstern tauchte alles in ein gelbliches Licht.

Erwartet hatte sie eine seelenlose Sammlung von Möbeln mit glänzender weißer Oberfläche. Geschmacklos, aber teuer. Doch die Gelfrisur überraschte sie mit einer grünen Eckcouch, einem kleinen Biotop von Farngewächsen und einem großen Ölgemälde. Es zeigte das abstrakte Bild von etwas, das ein Brunnen sein mochte, tief und dunkel. Isra gefiel es auf Anhieb.

Ein Blick auf die Jacken und Schuhe bestätigte ihre Vermutung, dass er allein wohnte. Gut, sie war zu müde, um heute Nacht noch mal von vorne zu beginnen.

Isra zog ihren Mantel aus und hängte ihn an die Garderobe. Ihre Hände waren klamm, aber wenigstens nicht mehr so schwitzig wie noch vor ein paar Wochen. Sie schlich

über leise seufzendes Parkett durch den Flur, blickte ins Bad und in ein Arbeitszimmer, bevor sie hinter der letzten Tür das Schlafzimmer fand.

Der Mann lag auf dem Bauch, auf der rechten Seite des Bettes.

Es gab Studien dazu, welche Bettseite sich für wen am besten eignete. Angeblich waren Linksschläfer glücklicher als Rechtsschläfer. Und laut Feng Shui sollten Frauen links und Männer rechts schlafen, damit sich ihr Yin und Yang ideal zu ergänzen vermochten.

Isras Erfahrung nach hatten die Schlafgewohnheiten der Menschen eher mit der Platzierung von Fenstern, Türen und Möbeln zu tun. Erst recht in einem so kleinen Zimmer wie diesem hier.

Sie horchte nach dem Atemrhythmus, bevor sie sich näher heranwagte. Früher hatte sie gedacht, dass das hier der gefährlichste Moment war, denn die Schlafenden könnten einfach aufwachen und sie entdecken. Heute wusste sie, dass es schlimmer war, wenn sie nicht aufwachten.

Strähnen gegeltes Haars hingen dem Mann ins Gesicht. Unter dem Gewicht seines Kopfes wurde seine untere Wange auf dem Kissen derart hochgequetscht, dass sie gegen den kurzen Wimpernkranz stieß.

Isra ging vor ihm in die Hocke und beobachtete das Zucken seiner Lider. REM-Phase. Als wollte er ihr einen Gefallen tun.

Sie ließ den Blick über seinen Nachttisch schweifen. Ein Glas Wasser, zwei Tablettenblister und ein dünnes Buch, mit dem Einband nach oben aufgespreizt. *Abtauchen. Von Apnoe bis Zentralnervensystem*. Auf dem Cover reckte ein Typ in voller Tauchmontur einen Daumen nach oben.

Sie sog die Luft tief in die Lungen und versuchte, ihr

wummerndes Herz zu beruhigen. Dann griff sie nach der Hand ihres Gastgebers, der den Druck reflexartig erwiderte. Sekunden später war sie in seinem Kopf.

Sie sah einen Traum, so inspirierend wie eine Stromrechnung.

Ihr Gastgeber befand sich in einem Büro. Er saß auf einem Drehstuhl an einem ausladenden Schreibtisch. Zu beiden Seiten seines Computers waren dicke Ordner aufgereiht; jeder davon war grau. Er hackte unablässig auf die Tastatur ein und starrte auf den Bildschirm, in dessen Oberkante ein Gerät mit Zeigern eingelassen war.

Isra beugte sich vor. Es sah aus wie das Tachometer eines Autos. Die rote Nadel zitterte im Höchstbereich.

Vom Flur drang Lachen durch die angelehnte Tür, dann das Zischen und Gluckern einer Kaffeemaschine. Irgendwo sirrte ein Faxgerät.

Isra wartete ab und hoffte, dass das hier vielleicht der Auftakt zu einem Abenteuer sein würde. Sie hatte schon Träume geerntet, die im Alltag begonnen und im Weltall geendet hatten. Doch je länger ihr Gastgeber tippte, desto gewisser wurde die Erkenntnis: Isras Wunsch nach Rache hatte sie ins Schlafzimmer eines Mannes ohne jeden Funken Fantasie geführt.

Sie atmete tief ein und presste ihm den trägen Lichttraum aus dem Kopf.

Schlagartig verstummten die Geräusche auf dem Flur. Im Büro wurde es dunkel. Nicht stockfinster, eher fahl wie während der Winterdämmerung. Als einzige Lichtquelle bestrahlte der grelle Bildschirm das Gesicht des Träumers, ließ ihn blinzeln, ließ ihm die Augen tränen. Doch er tippte unablässig weiter, füllte Zeile für Zeile. Die Tachonadel zuckte gegen den Anschlag.

Isra sah ihm über die Schulter und begutachtete die langen Zahlenfolgen, die er schrieb.

3 849 183 503 957 820

0 192 538 592 375 044

5271 ...

Zufällig und sinnlos, jede Wette. Sie pustete ihm ins Ohr.

Ein irritierter Blick nach oben, kurz. Zu der Stelle in der Dunkelheit, wo gerade noch die Tür zum Flur gewesen war. Zurück zum Bildschirm.

7493055918376467

Er musste das Tempo halten, um seine Spitzenposition zu verteidigen. Er war der Schnellste, der Genaueste und der Beste. Er würde gewinnen.

6309221774093758

Das Klackern auf der Tastatur schwoll zu einem unangenehmen Stakkato an. Auf dem Bildschirm erschienen in rasender Geschwindigkeit neue Zahlenfolgen. Die Nadel klebte am Anschlag der Anzeige, und auf der Stirn des Mannes glänzten Schweißperlen.

4730029174859382

Das könnte ein neuer Rekord werden. Tempo halten, Tempo halten.

9830217349503778

Mit dem Schnippen zweier Finger brach Isra die Tachonadel ab.

6332019 –

Manipulation!

Die Hände auf der Tastatur erstarrten. Kein Ausschlag, keine Produktivität. Zwischen seinen Augenbrauen bildete sich eine Falte. Er presste die Lippen aufeinander, zog die Schultern hoch.

3598417548900342

Er musste weiterkämpfen. Sie konnten ihm Steine in den Weg

legen, aber das würde ihn nicht aufhalten. Er war der Beste und er würde es ihnen allen beweisen. Tempo halten. Tem ...

Isra hatte keine Lust mehr auf seine Gedanken. Sie schob sie beiseite und schüttelte missbilligend den Kopf, obwohl er sie nicht sehen konnte.

Während er wie besessen auf die Tastatur einhackte, stieß sie ihm den Bildschirm um. Der kippte auf die Rückseite und strahlte die Decke an.

Sie schnippte ein zweites Mal. Der Bildschirm flackerte, erlosch, und dort, wo eben noch endlose Zahlenfolgen zu lesen gewesen waren, tat sich jetzt ein gähnendes Loch auf. Tiefschwarz wuchs es über den Bildschirmrand hinaus und fraß die Tastatur. Statt eines Schepperns ertönte das dunkle Glucksen von Wasser. Das Echo verklang.

Isra gab der Stille Zeit, sich auszudehnen.

Reglos blickte der Mann in das Loch, das eben noch sein Arbeitsplatz gewesen war. Dann, langsam, rollte er auf seinem Drehstuhl nach hinten. Floh.

Und Isra entschied sich um. Sie hatte vorgehabt, ihn in das Loch zu stürzen, ihn im Wasser ums Überleben kämpfen zu lassen. Aber nun bevorzugte sie die Symbolik, ihn in seinem Büro ertrinken zu lassen.

Mit einer Kraft, die die Wände vibrieren ließ, schoss eine Fontäne schwarzen Wassers aus dem Schacht. Sie durchnässte den Mann von der Frisur bis zu den Schuhen. Er klammerte sich an die Lehne, zog die Beine an und stellte sich wackelnd auf die Sitzfläche. Wieder sah er sich nach der Tür zum Flur um, doch die hatte Isra längst entfernt.

Das Wasser stieg schnell, riss seinen Stuhl um und zerrte an ihm.

Sie ließ ihn zappeln. Eine Weile sah sie zu, wie er gegen ihre Strömungen kämpfte und versuchte, an die Wände zu

klopfen. Er schrie ein paar Mal um Hilfe, also ließ sie eine kleine Welle über sein Gesicht hinwegrollen und lauschte seinem Röcheln.

Das Wasser reichte jetzt fast bis zur Decke. Es war schwarz und zäh wie Öl. Darin bewegte sich etwas, das sie schon erwartet hatte. Ein Wesen mit Klauen und Zähnen, das sich ihrem Träumer interessiert näherte. Das Monster mit den Spinnenbeinen, das sie vor Jahren erschaffen hatte. *Ihr* Monster.

Aber heute hatte sie andere Pläne.

Der Mann ruderte wild mit den Armen, prustete, spuckte Wasser aus. Sie beschloss, ein Detail einzubauen, und ließ einen silbernen Pokal an seinem Gesicht vorbeitreiben. Dann zog sie ihn unter Wasser.

Isra löste ihre Hand aus der ihres Gastgebers.

Er hatte sich halb auf den Rücken gedreht. Schweiß stand auf seiner Stirn, die Brust hob und senkte sich schnell, und unter seinen Lidern kullerten die Augen im Kreis.

Sie schob zwei Finger in ihre Hosentasche und zog eine filigrane Glasphiole hervor. Ihre Großmutter hatte ihr letztes Jahr einen neuen Satz geschenkt, aber nachdem die Phiolen alle zerbrochen waren, benutzte sie die Fläschchen von Parfumproben, die sie aus den Magazinen und Illustrierten örtlicher Kioske gerissen hatte.

Sie zog den kleinen Stopfen, hielt dem Mann das Gläschen ins Gesicht und fing die drei Tropfen klarer Flüssigkeit auf, die ihm aus der Nase rannen.

Ein schwacher Lichttraum war noch immer besser als nichts.

Sie verschloss die Phiole, steckte sie ein und erhob sich. *Ihr* blieb noch etwa eine Minute, bis er aufwachen und um Atem ringen würde. Eher hatte sie es nicht erlaubt.

Ihr Blick fiel auf das Buch, das sie inspiriert hatte. Sie griff nach dem Wasserglas daneben und kippte es vor dem Bett aus. Dann stellte sie es an seinen Platz zurück.

Isra verließ das Schlafzimmer, ging über das glänzende Parkett zurück zur Wohnungstür und zog ihren Mantel an. Die Hand auf der Klinke erlaubte sie sich, für ein paar Sekunden noch das Gemälde über der Couch zu bewundern.

Dann keuchte im Schlafzimmer jemand auf, und sie schlüpfte aus der Wohnung.

Auf dem Weg nach Hause wärmte sie der Gedanke, dass ihr Gastgeber am Morgen in eine Pfütze treten und sich an das schwarze Wasser in ihrem Albtraum erinnern würde.

INTERMEZZO

• • • •

»Du bist ein Albtraum, Frau«, sagte er, ohne zu wissen, dass er zum ersten Mal mein wahres Wesen erkannt hatte. Und zu was machte es ihn, den Mann, der einen Albtraum liebte? Zu einem Masochisten. Zu einem Romantiker. Zu meinem ewigen Gastgeber.

Aus: »The Art of Nightmare« von Elvira Ogolgo, Biografie

KAPITEL 3

• • • •

Isra zerbröselte das Brötchen in der Tüte. Sie saß auf einem von zwölf Steinquadern, die den Platz zwischen dem imposanten Rathaus und einem gläsernen Konsumpalast umrahmten. Unter den missbilligenden Blicken einer älteren Frau bestreute sie das Kopfsteinpflaster mit Krümeln.

Wie aus dem Nichts erschienen die Tauben.

Sie wuselten gurrend um Isra herum, ein Meer aus asphaltfarbenen Federn. Hektisch pickten sie nach den Krümeln.

Ihr fiel der weiße Fleck im Gewimmel auf. Eine verirrte Hochzeitstaube, die sich jetzt mit ihren Artgenossen in der Stadt um Pizzareste stritt.

Etwas zog an ihrem Schnürsenkel. Das Gefieder der grauen Straßentaube, die danach hackte, wirkte struppig und ölig. Als Isra sich vorbeugte, erkannte sie, dass dem Vogel ein Fuß fehlte. Wahrscheinlich durch ein Stück Schnur oder Draht abgetrennt.

Sie griff in die Tüte und riss ein Stück vom zweiten Brötchen ab. Vorsichtig schnippte sie es der Taube hin und hielt die anderen auf Abstand, bis das Tier sich mit seiner Beute in die Luft erhoben hatte.

Isra warf einen Blick auf die Rathausuhr. Sie schob sich die Hände unter die Oberschenkel, die feuchten Flächen an den Jeansstoff gepresst. Es wäre vernünftig, den Rest des Brötchens selbst zu essen, aber sie rührte es nicht an.

Nach fünf Minuten riss sie es in Fetzen, die sie wie blasses Konfetti auf dem Steinklotz zurückließ. Sie stopfte die leere Papiertüte in den Rucksack und stand auf.

Die Tauben fielen über die Gabe her. Für einen Moment hüllten ihre Körper den Quader ein und erschufen die Illusion, der Stein wäre zum Leben erwacht.

Isra trug den Rucksack über einer Schulter, weil der zweite Riemen vor ein paar Wochen gerissen war. Sie betrat das Rathaus, äußerlich ein herrschaftlicher, an eine Festung erinnernder Bau, von innen ein Labyrinth aus Fluren.

Das Gebäude beherbergte Ämter aller Art. Es war ein so hoch verzweigter Verwaltungstrakt, dass vermutlich niemand – nicht einmal der Hausmeister – einen Überblick über alle Etagen hatte. Das war der Grund, weshalb sich zwischen dem Bürgeramt, dem Standes-, dem Sozial- und dem Wirtschaftsamt ein unscheinbarer Gang verbarg, den niemand betrat, der hier nicht explizit einen Termin wahrzunehmen plante.

Isra kannte den Weg. Sie ging ihn jede Woche.

Im fünften Stock hielt sie auf eine Glastür zu. An der Wand daneben hatte jemand ein Schild angebracht, das in serifenlosen Lettern das *Amt für reversible energieausgleichende Maßnahmen* auswies.

REM. Wie die Schlafphase, in der Menschen träumten.

Sie schlüpfte durch die Glastür auf den Flur, von dem ein Dutzend Büros abgingen. Zwischen den Türen reihten sich gepolsterte Holzstühle aneinander, damit diejenigen, die mit ihrem Nummernzettel in der Hand warteten, niemandem im Weg standen.

Heute war es recht leer. Eine Frau mit Kurzhaarschnitt scrollte auf ihrem Smartphone, weiter hinten saß ein Mann, der in sein Taschenbuch vertieft schien.

Isra musste keine Nummer ziehen.

Sie atmete tief ein und klopfte mit den Fingerknöcheln ans Türblatt.

Rajani Khan erwartete sie bereits in ihrer Sitzecke. Der Versuch, dem behördlichen Büro eine Art Wohlfühlatmosphäre zu verleihen, war an zwei schwarzen Ledersesseln und einem Glastischchen gescheitert. Auf dem Tisch stand stets ein Teller mit drei Keksen, die Isra nie anrührte, und sie fragte sich, ob es immer dieselben waren.

»Isra!« Rajani lächelte und entblöste spitze, kleine Zähne. Sie trug das dunkle Haar so kurz, dass es kaum mehr als ein Schatten auf ihrer Kopfhaut war. Ein silberner Ring glänzte in ihrem Nasenflügel, drei weitere an den Fingern. Sie war in einen großgemusterten Blazer gehüllt. Ihr violettes Kleid darunter reichte fast bis zum Boden. Das *Amt für reversible energieausgleichende Maßnahmen* konnte sich noch so sehr um Unauffälligkeit bemühen; es versagte jeden Morgen, wenn sie das Gebäude betrat.

Isra schloss die Tür hinter sich, zog ihren Mantel aus und legte ihn über eine Stuhllehne. Sie drückte die ausgestreckte Hand und setzte sich auf den Sessel mit Blick aus dem Fenster. Den Rucksack klemmte sie sich zwischen die Stiefel.

Rajani nahm ihr Notizbuch mit den scharfen Metallkanten zur Hand, ohne es jedoch aufzuschlagen. »Wie war deine Woche?«

Isras Mund fühlte sich trocken an. »Normal.«

Sie sank gegen das Polster. Die Sitzfläche war für sie zu lang, die Lehne zu kurz. Egal, wie sie saß, sie hatte immer das Gefühl, sich etwas abzuschnüren. »Es ist nichts Besonderes passiert. Also, nichts Schlimmes.«

»Hattest du diese Woche keine Sorge, dass etwas schiefgehen könnte?«

Sie zuckte die Achseln. »Nicht wirklich. Es ist ja seitdem nichts Schlimmes mehr passiert.«

Rajanis Fingernägel trommelten einen Takt auf den Leder- einband des Notizbuchs, der nach Ungeduld klang. Früher oder später würde sie es aufschlagen und Isra Antworten auf die immergleichen Fragen abverlangen. Je später Rajani dazu kam, desto weniger Zeit würde ihr bleiben.

»Das Bild ...« Isra räusperte sich und deutete mit dem Kinn zu der wandfüllenden Fotografie hinter dem Schreibtisch. »Hast du das mitgebracht, oder war es schon vor dir hier?«

Rajani wandte sich um, als hätte sie vergessen, dass dort überhaupt ein Bild hing.

»Bedeutet es dir was?«, fragte Isra.

»Ja, sicher.« Rajani sprach langsam. Ihr Zeigefinger und der beringte Daumen drückten sich um eine Metallkante zusammen. »Das Bild gehört zu meinem Arbeitsalltag. Mein Büro ist ein vertrauter Ort für mich. Das bedeutet Sicherheit und geht ein bisschen in die Richtung, über die wir letzte Woche gesprochen haben, oder? Stützpfeiler im Leben. Etwas, das uns Halt gibt, wenn wir schwierige Phasen durchmachen. Für manche ist das eine Routine wie die Dusche am Morgen oder der Tee am Abend. Für mich ist es meine Arbeit, und in einem erweiterten Sinne auch dieses Bild.«

Isra zog die Nase kraus. »Meinst du, der Künstler hat sich gedacht: Cool, mein Foto vom Rathausturm ist entwickelt. Hoffentlich landet es mal als mentaler Stützpfeiler in irgendeinem Büro?«

»Vielleicht. Und wenn nicht der Künstler, dann die Stifterin.«

»Wer?«

»Deine Großmutter. Orphea hat bei der Renovierung vor zwei Jahren Bilder für das ganze Amt zu Verfügung gestellt.«

Isra sagte nichts.

Rajani schlug die Beine übereinander und lehnte sich ein wenig vor. Es war ihr anzusehen, wie stolz sie auf diese Überleitung war. »Deine Hausaufgabe war, dir ein Telefonat mit ihr vorzustellen. Wie hat es geklappt?«

»Ich hab's nicht gemacht. Vergessen.«

Rajani sah Isra mit bohrendem Blick ins Gesicht. »Ich würde dich gern darin bestärken, den Kontakt wieder aufzunehmen.«

»Ach was.«

»Und – ich wiederhole mich – wir müssen in diesen Terminen langsam ein bisschen vorankommen. Meine Berichte zu deinen letzten Sitzungen haben im Aufsichtsrat für Irritation gesorgt, um es vorsichtig auszudrücken.«

Die Irritation dürfte vor allem bei Rajani selbst liegen. Isra wusste schon lange um Rajanis Karriereambitionen. Gut möglich, dass sie Isras Fall nur angenommen hatte, weil sie sich mit erfolgreichem Abschluss einen Aufstieg in die politischen Sphären von REM erträumt hatte.

»Wenn ich zu dem Schluss komme, dass du nicht kooperierst, werden wir zu anderen Mitteln greifen.« Rajanis Lächeln kühlte ab. »Kennst du unsere Gewahrsamsräume im Untergeschoss?«

»Hab davon gehört ...« Isra sah an ihr vorbei aus dem Fenster. Von hier ließen sich die Dächer der umliegenden Gebäude erkunden; die Metallleitern, die Balken hinter historischen Fassadenelementen, Schornsteine, Luken und versteckte Terrassen.

Meistens half der Anblick gegen die Enge in ihrer Brust.

»Du siehst heute blasser aus als sonst«, sagte Rajani.

Isra winkte ab. »Ich hab gestern einen schwachen Lichttraum geerntet.«

»Einen Trantraum?« Ein Kugelschreiber klickte, das Notizbuch klappte auf. »Bei einem Stammträumer?«

»Nein, ich war gestern woanders. Hab mich verschätzt.«

»Das passiert manchmal.« Rajani blickte sie unverwandt an. »Vor ein paar Wochen hast du erzählt, dass du früher gut darin warst, die richtigen Leute auszusuchen.«

»Schon.« Sie zuckte die Achseln. »Gestern halt nicht.«

Rajani nickte. »Und der Schauertraum?«

»Ein Original. Wie immer.«

»Es ist nicht verwerflich, einfach mal auf einen Klassiker zurückzugreifen, wenn man nicht so gut beisammen ist.«

»Ich bin gut beisammen.« Sie senkte das Kinn auf die Brust, studierte ihren Rucksack mit dem abgerissenen Riemen, und war sich nicht sicher, ob sie gerade gelogen hatte.

»Warum nutzt du keine Musterträume?«

»Ich brauche keine. Ich hab Ideen, immer.«

»Die Muster haben sich bewährt. Sie können uns Sicherheit geben. So wie das Bild, das für mich ein –«

»Stützpfeiler ist. Ich weiß.«

»Beschreib mir deinen Traum.«

Isra rutschte auf dem Lederpolster hin und her. »Der Typ war ein Gast im Varieté. Er hat was ganz Dünnes geträumt, ging um Leistung im Büro. Aber auf seinem Nachttisch lag ein Sachbuch zum Tauchen, also habe ich ihn ertrinken lassen.«

In Rajanis Gesicht geschah etwas, das Isra nicht gefiel. Es gab ihr das Gefühl, eine Taube zu sein, die gerade Rajanis Krümel gefressen hatte.

»Glaubst du denn, er hat eine konkrete Angst vor dem Ertrinken?« Wieder klickte der Kugelschreiber.

Isra zögerte kurz und bereute es sofort. »Der Typ will tauchen lernen. Ein bisschen Angst vor dem Ertrinken wird ihm helfen, sich da unten nicht zu überschätzen.«

Rajani lächelte. »Reden wir doch ein bisschen übers Ertrinken.«

»Ja, das wäre doch nett«, sagte Isra trocken.

»Hinter dem Ertrinken stehen in der Traumsymbolik einige psychische Zustände, über die wir bei unseren Treffen schon geredet haben.« Rajani machte eine Pause, um Isra Gelegenheit zu geben, darauf zu reagieren. Als nichts passierte, sprach sie weiter. »Schon Freud hat sich mit der Symbolik des Ertrinkens beschäftigt. Er sieht darin zum Beispiel unterdrückte sexuelle Wünsche.«

»Freud sieht überall unterdrückte sexuelle Wünsche.«

Rajani fuhr fort, als hätte sie Isra gar nicht gehört. »Aber auch Konflikte oder Traumata. Für einige Psychologen ist Ertrinken ein Symbol für den Wunsch nach Wiedergeburt, nach einem Neuanfang. Andere interpretieren es als einen Ausdruck von Machtlosigkeit und den Wunsch, die Kontrolle über das eigene Leben zurückzuerlangen. Und deine Großmutter deutet das Ertrinken als einen Hinweis auf eine emotionale Krise.«

Isra nickte unverbindlich. Der schwache Lichttraum klopfte unangenehm gegen ihre Schläfen. Sie hatte gehofft, dass die heutige Sitzung sie weniger anstrengen würde.

Rajani setzte sich auf. »Was ich daraus ableite: Überwältigung. Stress. Emotionale Konflikte. Angst vor Kontrollverlust.«

»Hat mein Träumer bestimmt alles«, sagte Isra.

»Wunsch nach Rettung.« Rajani stapelte Notizbuch und

Stift auf ihrem Schoß und blickte Isra an wie eine Ärztin, die gute Neuigkeiten zu verkünden hatte. »Meinst du, der Traum vom Ertrinken war unterbewusst vielleicht gar nicht für deinen Träumer, sondern für dich?«

»Ich brauche keine Rettung«, sagte Isra. »Ich bin ja nicht in Gefahr.«

Rajani nickte auf die ihr eigene Art, die eigentlich ein Kopfschütteln war. »Orphea könnte dir helfen, wenn du deine Scham ihr gegenüber überwindest.«

»Nein.«

Rajani seufzte. Isra seufzte auch.

»Was ist mit deinem Mitbewohner ...« Wieder schlug Rajani das Notizbuch auf. »Adrik? Wenn du von ihm erzählst, klingt es immer, als würdest du zu ihm aufsehen.«

»So weit würde ich nicht gehen.«

»Wie zu einem großen Bruder.«

Isra zuckte die Achseln. »Ein bisschen, kann sein. Aber er zieht bald weg. Er ist Abteilungsleiter in so einem IT-Unternehmen. Irgendwie kriegt er nebenbei auch seine Lichtträume, eine Fernbeziehung und den Großteil des Haushalts auf die Reihe.«

»Wie fühlst du dich damit?«

»Gut. Manchmal wäscht er meine Wäsche mit.«

»Ich kann mir vorstellen, dass er sehr organisiert ist. Vielleicht benutzt er hin und wieder Musterträume?«

»Kann sein.«

»Kennst du die Studien, die deine Großmutter letztes Jahr veröffentlicht hat? Dass Musterträume deutlich einfacher zu kontrollieren sind als Originale?«

»*Deutlich* ist eine krasse Übertreibung. Es kommt vor allem auf den jeweiligen Alb an.« Isra schob das Kinn vor und suchte zum ersten Mal Rajanis Blick. Die Frau hatte Nerven,

eine Studie anzuführen, an der Isra selbst mitgewirkt hatte.
»Und ich rede nicht über Orpheus.«

»Denkst du nicht, dass du alles versuchen solltest, um die Kontrolle über deine Träume zu behalten?«

»Ich hab immer Kontrolle.«

Ein paar Sekunden lang sagte keine von beiden etwas. Dann knickte Isra ein. »Fast immer.«

Rajani neigte den Kopf wie ein Raubtier, das den Fluchtweg seiner Beute abschätzte. »Ich verstehe, dass du dich zu einem gewissen Teil über deine originalen Albträume definierst. Ich denke aber auch, dass es gerade nicht der richtige Weg für dich ist.«

»Wenn du ein Mensch wärst, hättest du wahrscheinlich Psychologin oder Therapeutin werden können.«

»Ich bin ein Mensch.« Die spitzen Zähne blitzten auf.

»Definitionssache.«

»Ich bin ein Mensch«, wiederholte Rajani. »Und ich bin auch ein Alb.«

»Kann ich jetzt gehen?«

Rajanis Lippen wurden schmal, eine horizontale Falte teilte ihre Stirn. »Eigentlich haben wir noch ein paar Minuten. Und ich würde gern noch über Paul –«

»Ich hab Kopfschmerzen.« Isra drückte ihren Rücken fester und fester an die Lehne, bis sie glaubte, dass eines von beiden gleich brechen würde.

Derweil blätterte Rajani durch das Notizbuch auf ihrem Schoß. Natürlich würde die Lehrerin die Stunde beenden, nicht die Schülerin.

Endlich schlug Rajani das Buch zu, blickte auf und lächelte wieder. »Bis nächste Woche. Dann reden wir nochmal über die Schamgefühle gegenüber deiner Großmutter.«

INTERMEZZO

• • • •

Traumernte, die

Ab dem Alter von etwa drei Jahren sind Albe aufs Träumen angewiesen. Da sie selbst keine Träume erschaffen können, ernten sie diese von träumenden Menschen. Der Alb ersetzt den Lichttraum durch einen eigens geschaffenen Schauertraum und träumt den Lichttraum hernach selbst.

Die meisten Albe fühlen sich mit drei bis fünf Träumen pro Woche wohl. Selten kommen Albe mit nur einem Traum pro Woche aus.

Während eine traumlose Nacht für Albe normalerweise kein Problem darstellt, können zwei traumlose Nächte in Folge bereits zu starken körperlichen und psychischen Beschwerden führen. Häufige Beschwerden sind Sinnes-täuschungen, Migräne und andere Kopfschmerzarten, temporäre Lähmungen, Schwindel, Übelkeit, Ängste, Konzentrationsschwäche, Kraftlosigkeit und Haarausfall.

Auszug aus dem offiziellen Regelwerk von REM